

# GERMAN RESOURCES ON THE MARIANA ISLANDS DIGITAL LIBRARY

*compiled by Dirk HR Spennemann*

**808. [Fritz, Georg. 1900. "Von den Marianen." [From the Marianas]. *Koloniale Zeitschrift* 1, pp. 179–180.**

Report by Fritz dated 9 March 1900. Comments on the atrocities of the last days of the Spanish regime on Saipan and generalises on the excesses of Spanish colonial policy. Comments that he excavated a cave recovering a number of crania from what he suspects to be mass grave of Chamorro killed by the Spanish or by an introduced disease. Mentions the Spanish system of labour taxation, which he adapted. Argues that each immigrant to Saipan is live 'capital,' which needs to be encouraged through the provision of land allotments. He deplores that Germany could not acquire Guam, but is determined to make Saipan into the generally accepted centre of the Marianas—at least as far as the Chamorro are concerned. Mentions the rice terraces on Rota as well as the cattle on Tinian. A breakdown of the estimated copra production is given. Fritz concludes his upbeat article with the news that a German administration building as well as an agricultural experimentation garden will be developed in the very near future. He had already imported four deer (two male and two female) from Rota and released them on Saipan.

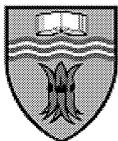
---

Source of Annotated Bibliography Entry:

Dirk H. R. Spennemann (2004) *An Annotated Bibliography of German Language Sources on the Mariana Islands*. Saipan, Commonwealth of the Northern Mariana Islands : Division of Historic Preservation. ISBN 1-878453-71-8.

The German Resources on the Mariana Islands Digital Library is a project jointly supported by:

**CHARLES STURT**  
UNIVERSITY



The Johnstone Centre,  
Charles Sturt University,  
Albury, Australia



Northern Mariana Islands  
Council for the Humanities,  
Saipan, CNMI



Historic Preservation  
Office,  
Saipan, CNMI

# Koloniale Zeitschrift

Erster Jahrgang

1900



Leipzig und Wien  
Bibliographisches Institut

sich nichts zu thun haben und jedenfalls die Kolonialgesellschaft nicht die Stätte ist, solche Probleme zu lösen. Die Kolonialgesellschaft hat denn auch, um eine Schädigung der *praktischen* Kolonialpolitik zu verhindern, wie sie durch die Kundgebungen in Koblenz erfolgen musste, eine Erklärung verschickt, die etwa dem entspricht, was in unserem Artikel in Nr. 12 als realpolitische Konzessionspolitik bezeichnet ist. Der ganze Vorgang nahm sich höchst dramatisch aus, ohne auf die gesellschaftlichen Erfordernisse der Versammlung hinreichend Rücksicht zu nehmen. Es entspricht weder der Pflicht noch Neigung der „Kolonialen Zeitschrift“, die Dr. Scharlachs kolonialpolitisches System sachlich bekämpft, für seine Person einzutreten. Sein Privatgeschäft, nämlich das des kolonialen Maklers, und als solcher war Dr. Scharlach ein Bedürfnis, geht nur seine Konkurrenten etwas an, und für die sprachten als Interessent Staatsminister v. Hofmann, und als Idealist Dr. Passarge.

Die deutsche Kolonialgesellschaft für Deutsch-Südwestafrika, die der Staatsminister a. D. v. Hofmann vertritt, ist, wie bereits in No. 6 der „Kol. Zeitschrift“ ausgeführt, eine Landspekulationsgesellschaft und fürchtet, dass alle ihre Bodenspekulationen hinfällig werden, wenn der Schwerpunkt von Deutsch-Südwestafrika in den nördlichen Teil der Kolonie verlegt wird. Daher ihr Kampf gegen die South West Africa Co., die unsere Kolonie nie so schädigen kann, wie die deutsche Kolonialgesellschaft des Herrn v. Hofmann sie bereits geschädigt hat. Es würde das jedenfalls auch von der Öffentlichkeit schon längst erkannt sein, wenn die *Interessenten der Hofmannschen Gesellschaft sich nicht des offiziellen Organs einer nationalen politischen Partei zu bedienen wüssten*. Es ist schade, dass in der Koblenzer Tagung sich niemand fand, der den patriotischen Eifer des Herrn v. Hofmann auf seinen materiellen Hintergrund festnagelte. Vor wenigen Jahren noch war diese Gesellschaft noch nicht so patriotisch, denn damals verkaufte sie an die South-West Africa Co. einen 300 km langen Küstenstreifen und schlug durch diese unpatrische Landspekulation mit einem Schlage ihr Anlagekapital heraus. Auch mit dem Engländer Mathews hat sie sorglos verhandelt, und es liegt, wie sich aus sechs Fällen evident nachweisen lässt, jedenfalls die Schuld nicht bei dem jetzt so patriotischen Herrn v. Hofmann, dass Deutsch-Südwestafrika nicht ganz in englischen Händen ist.

Im übrigen verquickte die Debatte zu sehr politische und wirtschaftliche Motive, als dass sie dem kolonialwirtschaftlichen System irgendwie förderlich gewesen wäre. Die Resolution, die die Versammlung annahm, entspricht etwa den Ausführungen, die in voriger Nummer unserer Zeitschrift über dieses Thema gemacht sind: es wird in ihr verlangt, dass die Tendenzen der Konzessionsgesellschaften deutsch erhalten bleiben, und dass ihre Bestimmungen auch ausgeführt würden. Bei der South West Africa Co. ist der erste Teil dieser Forderungen erfüllt, da die Mehrheit der Direktoren und Aufsichtsmitglieder Deutsche sind, und ein deutscher Regierungskommissar die Gesellschaft beaufsichtigt. Sie sollte nun auch einen deutschen Namen annehmen. Welchen Wert aber das Unternehmen der südafrikanischen Querbahn trotz Passarge und Genossen hat, ist in No. 1 dieser Zeitschrift näher dargelegt. Sie wird von der Tigerbai in Portugiesisch-Angola ausgehen, den Kunene überschreiten und zu den Otavi-Minen im Damaralande und von da später durch Rhodesia nach Transvaal führen. Die Bahn wird in Angola mit portugiesischem, in Südwestafrika mit deutschem (Diskontogesellschaft) und dann mit englischem Gelde gebaut werden. Welche Bedeutung man dieser Bahn in Kapstadt beimisst, das lehrte der Protest der Kapstädter Handelskammer, die fürchtet, es würde durch sie der Handel von Kapstadt nach Norden abgelenkt werden.

Hinsichtlich der Beteiligung ausländischen Kapitals nimmt neuerdings die Regierung den Standpunkt ein, dass die Teilnahme von Ausländern an deutschen Konzessionen von der besonderen Bestätigung der Regierung abhängig ist. Diese Bestimmung ist in der demnächst ins Leben tretenden Irangigesellschaft des Oberleutnants Waldemar Werther vorgesehen. Es scheint mir, als ob die Regierung hier bereits zu weit gegangen ist und gegenüber populären Stimmungen, die nach

Lage der Dinge nach einem Vierteljahr ins Gegenteil umschlagen dürften, nicht das nötige Rückgrat bewiesen hat. Es gibt doch noch weit grössere deutsche Interessen als die unserer armseligen Kolonien, und wenn andere Regierungen auf Grund dieser — hoffentlich bald widerrufenen — Bestimmungen der Irangikonzession, ähnliche Massnahmen durchführen, dann droht der deutschen Arbeit im Auslande eine Fülle von Schikanen, die unseren Konkurrenten bald die Vorhand geben würde. Jedenfalls wird die deutsche auswärtige Geschäftswelt — abgesehen von vereinzelten Ausnahmen, z. B. in Natal — nicht so kleinlich behandelt, wie die fremde Geschäftswelt in deutschen Kolonien. Man sollte doch nicht vergessen, dass Deutschland in der Verschlechterung internationaler Usancen nicht Ursache hat, voranzugehen.

Man soll das Geld nehmen, woher es kommt, und nur Massregeln treffen, dass es nicht verderblich wirkt. Wie das geschehen kann, ist in dem entsprechenden Aufsatz der vorigen Nummer der „Kol. Zeitschr.“ ausgeführt.  
H. W.

△ *Von den Marianen* erhalten wir folgenden höchst interessanten Bericht: *Saipan*, den 9. März 1900. Die letzte Zeit der spanischen Herrschaft, d. h. die sieben Monate, in welchen Oberst Blanco mit seinen Macabebes in Saipan lag, war eine Zeit des Leidens und Schreckens für die armen Chamorro. In jeder Familie hausten zwei, drei rohe Soldaten als Herren. Sie plünderten und übten Gewalt, und etwaigen Klagen war durch die Drohung des Obersten, den ersten Beschwerdeführer erschossen zu lassen, vorgebeugt. Mein Gewährsmann, der spanische Pfarrer, erzählte mir haarsträubende Einzelheiten.

Die Marianen sind ein Musterprodukt spanischer Kolonialpolitik, wo sie sich voll ausleben konnte und nicht schliesslich dem Widerstande der Eingebornen erlag, wie auf den Philippinen, Cuba, Südamerika. Bei ihrer Ankunft 1668 fanden die Spanier sämtliche Inseln bewohnt von zusammen 100—150,000 Eingebornen. Den Bekehrungsversuchen begegneten dieselben mit Misstrauen und Widerstand, die Jahre bis 1694 sind mit steten Kämpfen angefüllt. In diesem Jahre liess der Gouverneur die Bewohner sämtlicher Inseln nach Guam schaffen, nur die Entvölkerung von Rota, dem Herde des Widerstandes, gelang nicht völlig, in den zahlreichen, geräumigen Tropsteinhöhlen, von denen ich einige besucht habe, fanden die Heiden sichere Zuflucht, die Rotenser sind heutzutage wohl noch die einzigen, reinen Chamorro. — Von 1694—1710 schweigt die Geschichte, wenigstens die in meinen Händen befindliche, in den 60er Jahren offenbar aus Akten zusammengestellte spanische Handschrift. Das Verzeichnis von 1714 weist eine Einwohnerzahl von nicht 4000 Seelen auf, einschliesslich Spanier und Tagalen. Was ist in jenen dunkeln Jahren aus den Tausenden geworden? Der — offenbar geistliche — Verfasser der Handschrift redet verschämt von einer Seuche, die nach der Anhäufung der Menschen in Agaña gewütet haben soll — Massengräber auf Saipan und — wie mir versichert wird — auf Guam und allen übrigen Inseln, von denen die Chamorro mit abergläubischer Scheu reden, und deren Nähe sie meiden, geben eine andere Antwort. Ich habe eines dieser Gräber untersucht: es ist eine grosse Höhle in der Nähe einer vorspanischen Siedelung, angefüllt mit menschlichen Knochen und — zur rascheren Verwesung — mit gebranntem Kalk. Immerhin kann auch eine verheerende Seuche die Massregel jener Leuchte unter den Kolonisatoren begleitet haben. Von da ab sind die Chamorro brave Christen, die auch die letzte Prüfung, die Dragonade der Macabebes, mit Geduld hinnahmen. Die Colonier, welche 1825 von Ruk hier zugewandert sind, flüchteten in den Wald, viele Chamorro nach Guam.

Auf dieser Basis ist es leicht, sich Vertrauen und Zuneigung zu erwerben. In der That kam den armen Leuten die Nachricht von der Erwerbung der Inseln durch das Reich wie eine Erlösung, trotzdem ihnen die Spanier mit dem protestantischen Teufel, die Amerikaner mit der preussischen Rute Angst gemacht hatten. Und als sie nach kurzer Zeit sahen, dass sie nichts von den beiden Schrecknissen zu fürchten hatten, dass sie (im Gegensatz zu Guam) ungestört ihren katholischen Kultus ausüben können, dass ihre Sitten gesondert wer-

den (im Gegensatz zu dem amerikanischen Guam) und dass sogar mit ihren kleinen Lastern, z. B. Hahnenkämpfen, wieder im Gegensatze zu Guam, milde Nachsicht geübt wird, da liessen sie es sich mit dankbarer Einsicht gefallen, dass ihren grossen Lastern, dem Trunk, Spiel und vor allem der Trägheit entschieden begegnet wird. Sie waren froh, als die Personalsteuer von 3 Mark jährlich nicht erhöht wurde, dass sie sogar, ebenso wie die Arbeitsverpflichtung, eine (scheinbare!) Erleichterung erfuhr: Seither waren alle Männer von 18—60 Jahren zur Steuer und zu 15 Tagen Arbeit für öffentliche Zwecke *verpflichtet*, jetzt sind die Altersgrenzen 15 und 50 Jahre (die Burschen heiraten oft mit 14, können also wohl mit 15 arbeiten). Väter von mehr als fünf im Inselgebiet lebenden Kindern bleiben jetzt von der Arbeitspflicht befreit, Verheiratete müssen 12, Junggesellen dagegen 20 Tage arbeiten. Der Gouverneur wollte mit diesen Vergünstigungen zur Heirat und Volksvermehrung anregen, die Eingebornen empfinden sie als Wohlwollen und Gerechtigkeit und berichteten sie triumphierend nach Guam, wo an beidem Mangel herrschen soll. Die Folge ist eine lebhaftere Bewegung unter den Chamorro von Guam, die sämtlich hierher auswandern wollen, einesteils weil sie sich in ihren Erwartungen bezüglich der republikanischen Freiheit schwer getäuscht sehen, andererseits, weil sie unter den hohen amerikanischen Ein- und Ausfuhrzöllen nicht leben können. Es ist mir übrigens zweifelhaft, ob diese Zölle, welche für Waren von und nach den Vereinigten Staaten nicht erhoben werden, den Verträgen entsprechen.

Jeder Zuwanderer ist für unsere reichen, händebedürftigen Marianen Zuwachs an Kapital. Die schwierige Frage ist nur: wie sollen die Auswanderungslustigen herüberkommen? Zunächst sind sie auf die kleinen japanischen Schoner angewiesen, die denn auch mit jeder Fahrt 10, 20, 30 herüberbringen und seither 8 Mk. pro Kopf als Reisegeld erhoben. Dieser Preis ist für viele ein Hindernis, zumal die Amerikaner Passzwang eingeführt und die Gebühr von 1 Mk. auf 4 Mk. erhöht haben. Die Amerikaner wollen in Guam Wasserleitung, Pflasterung, elektrisches Licht und alles Mögliche einführen, aber all dies und die Verwaltung dazu soll von den Chamorro bezahlt werden. Es ist ein Unglück, dass wir Guam nicht haben, aber da es nun einmal nicht anders ist, muss man unter Ausnutzung der uns so überaus günstigen Stimmung der Chamorro versuchen, aus Saipan das zu machen, was seither Guam war: die anerkannte Hauptinsel der Eingebornen. Die Anlagen zum Aufblühen sind durchaus vorhanden. Abgesehen von der Intelligenz und dem guten Willen der Bewohner, die sich sogar schon zu grösseren Pflanzungs- und Handelsunternehmungen erheben, und der üppigen Fruchtbarkeit der Inseln, besitzen wir auf Saipan den besten Hafen der Marianen, denjenigen von Tanapag. Die „Kudat“ musste ihn s. Z. wegen des hohen Seeganges auf der Reede aufsuchen, und der Kapitän Roose versicherte mir — ebenso wie die japanischen Schiffsführer — dass er frei von Riffen und genügend gross für eine ganze Flotte sei. Im Hafen liegt eine kleine Insel, wie geschaffen für eine Kohlenniederlage. Frisches Wasser ist in unmittelbarer Nähe vorhanden, während ein Viehstand, genügend gross, um die Dampfer mit frischem Fleisch zu versehen, bei Tanapag und hier auf Rota begründet wird. Derjenige von Tinian ist leider für diesen Zweck nicht verwendbar, da sich die Tiere nicht einfangen lassen, sie müssen geschossen werden.

In der sicheren Voraussicht, dass Saipan ein Knotenpunkt für den Verkehr von Japan nach Australien und von Ostasien nach Amerika werden wird, ist jetzt schon der Grund zu jenen zwei Viehwirtschaften gelegt; das geringe Geld, das die stattlichen Tiere kosten (25—40 Mark das Stück) ist auch im andern Falle nicht verloren. Schweine und Hühner sind im Überfluss vorhanden, auch Süsskartoffeln, Yam, Brotfrucht, Kaffee, Kakao, Zuckerrohr, Tabak werden mit bestem Erfolg, leider in noch geringem Umfang, auf Saipan und Rota gebaut; eine sehr interessante, jahrhunderte alte Terrassenanlage für Reisbau ist in Rota — leider auch nicht gross genug, um die Insel oder gar alle Inseln mit Reis

zu versorgen; sie wird aber binnen kurzem vergrössert und auch auf Saipan und Pagan wird Reis gepflanzt werden, um uns von den Wucherpreisen der Japaner unabhängig zu machen, welche sich den Doppelzentner mit 36 Mk. bezahlen lassen. Entsprechend teuer sind die anderen Waren. Die Pächter der Inseln Agrigan, Pagan und Alamagan beabsichtigen jedoch mit ihrem Schoner auch Warenhandel zu treiben und so die fehlende Konkurrenz zu schaffen.

Auf unseren Marianen ist für eine grosse Plantagensgesellschaft kein Raum mehr: Saipan und Rota ist zum grossen Teil unter der Bebauung der Eingebornen; was noch an Land vorhanden ist, muss für die Einwanderung offen gehalten werden. Tinian kann wegen des zahlreichen Viehes, das die ganze Insel als Weide braucht, nicht vergeben werden. Pagan, Alamagan und Agrigan sind in der Pachtung von Chamorros, die fleissig arbeiten, das Geld im Lande lassen und damit und durch ihr Beispiel die ganze Bevölkerung auf ein höheres Niveau heben. Es wäre für das ganze Volk ein Unglück, wenn diese nach langem Druck erwachende Thatkraft erstickt und das intelligente Volk auf die Stufe von Lohnarbeitern dauernd herabgedrückt würde.

Anatajan wird seit Jahren, ohne dass ein Vertrag bestünde, von einem in Agaña wohnenden Chamorro ausgebeutet. Das kann natürlich nicht so bleiben, die Insel und der Pflanzler vertragen eine Pacht von mindestens 1500 Mk. jährlich. Es werden an Kopra jährlich gewonnen auf:

Saipan etwa 150 Tonnen	Anatajan etwa 60 Tonnen
Pagan - 150 -	Rota - 50 -
Agrigan - 100 -	den kleinen
Alamagan - 60 -	Inseln zus. - 15 -

Aufgekauft wird die Kopra von dem in Jokohama ansässigen Engländer Harrison und von der Hiki-Kompanie in Tokio zu 3—3½ Pesos = 6—7 Mk. der Zentner. Als Bezahlung geben beide meist Waren, haben also doppelten Gewinn. Es ist höchste Zeit, dass durch eine gesunde Konkurrenz dieser Ausbeutung ein Ende gemacht wird.

Geld ist infolgedessen nicht viel im Land: mexikanische Dollars, spanische und südamerikanische Pesos und vor allem eine Menge Kupfer und altes, abgegriffenes, als solches kaum noch erkennbares Silbergeld. Der Gouverneur hat es nicht nur in Zahlung genommen, sondern sogar umgewechselt, einmal, um dem unhaltbaren Münzwirrwarr ein rasches Ende zu bereiten und auch hierin deutsche Ordnung zu schaffen, dann auch, um die Leute vor Verlusten zu bewahren, die unfehlbar Missstimmung erregt hätten. Die paar hundert Mark, die verloren gehen, sind gut angelegt. Etwa 10,000 Mk. dieses Geldes sind zum Ankauf deutscher Münze oder englischen Goldes an den Generalkonsul nach Jokohama gesandt.

Die Arbeiten in Saipan schreiten rüstig vor: bald wird sich ein stattliches Amtsgebäude erheben mit einem grossen Versuchsgarten dabei, zwei Flüsse sind überbrückt, der Weg von Tanapag nach Garapan und weiter nach der Südspitze wird befestigt; später wird das Innere der Insel durch Strassen erschlossen werden. Auch auf Rota werden Wege gebaut und zunächst die Viehwirtschaft eingerichtet werden. Zwei Hirsche und zwei Hirschkühe haben wir hier in Rota eingefangen, um sie in Saipan auszusetzen. Es ist alles in Thätigkeit; die Eingebornen arbeiten mit Lust und Eifer ihre 12, bezw. 20 Tage. Auch die Weiber und Kinder verstecken sich nicht mehr, wie im Anfang, wenn sie einen weissen Mann sehen, im Gegenteil, sie sind zutraulich und wollen Cakes haben oder eine Perlenschnur und wünschen photographiert zu werden.

**XX Samoa.** Die neueren Nachrichten aus Samoa lauten gut; man fängt an, sich an die neue Ordnung zu gewöhnen. Das Gouvernement ist dabei, im Lande eine einheimische Verwaltung einzurichten. Fussend auf eine uralte Einteilung soll sowohl Upolu wie Sawaii in je drei Bezirke eingeteilt werden; auf Upolu heissen diese: Aana, Tuamasaga und Atua. In jedem dieser Bezirke wird ein eingeborner Gouverneur und ein Richter eingesetzt. Das Gewohnheitsrecht der Samoaner bleibt dabei unangetastet, und die Autorität ihrer angesehenen Landsleute bleibt weiter bestehen, das Rechtsgefühl und